Drei Jahre Corona: Wie in Tirol alles begann

Pandemie. Die ersten zwei positiven Tests in Österreich waren der Beginn eines langen Ausnahmezustandes

Ein in Innsbruck lebendes Paar, das in Italien war, hatte sich angesteckt: Am 25. Februar 2020 wurde in Österreich erstmals die Diagnose „Covid 19" gestellt. Was folgte, war nicht nur ein denkwürdiger TV-Moment, sondern auch der Beginn der Corona-Pandemie in Österreich.

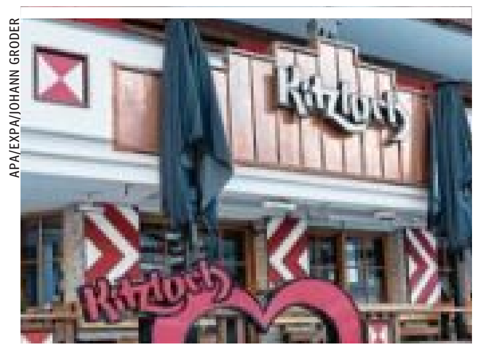
„Niemand darf hinein oder hinaus", schilderte der ORF-Reporter damals vor dem Innsbrucker Hotel, das nach dem Corona-Fall gesperrt worden war. In dem Moment öffnete sich die Tür des Hotels, ein Mann mit E-Scooter marschierte hinaus.

Danach ging es Schlag auf Schlag: Am 5. März erfuhren die Tiroler Behörden, dass 14 Ischgl-Besucher aus Island Corona haben. Doch die Behörden sprachen von einer Ansteckung im Flieger. Am 7. März wurde ein Kellner des Lokals „Kitzloch" positiv getestet. Zwei Tage später wurde das Lokal gesperrt, drei Tage später das gesamte Skigebiet. Der erste Lockdown wurde am 16. März verfügt. Drei Lockdowns folgten.

Aber nicht nur das: Seither gab es fast sechs Millionen laborbestätigte Corona-Infektionen in Österreich – die Dunkelziffer ist weit höher. 207 Millionen Tests wurden durchgeführt, mehr als 20 Millionen Impfdosen verabreicht. 56 Prozent der Bevölkerung wurden drei Mal geimpft. 22.000 Menschen sind an Covid gestorben. Und 289 Verordnungen des Gesundheitsministeriums sorgten für viel Gesprächsstoff.

APA/EXPA/JOHANN GRODER

Das Grand Hotel in Innsbruck: Schauplatz des ersten Corona-Dramas in Österreich. Auch der KURIER berichtete damals großflächig



APA/EXPA/JOHANN GRODER

Das Lokal Kitzloch in Ischgl machte weltweit Schlagzeilen: Ein infizierter Kellner wurde zum ersten Super-spreader in Österreich

EPA/ANDREA FASANI

Die Bilder der Militärlastwagen, die Särge lieferten, schockten: Das Virus war da

ANDREA AFFATICATI

Skulptur des Giuseppe Penone soll an Covid-Opfer erinnern

ANDREA AFFATICATI

Wandmalerei: Dank an die Schwestern, die Italien im Arm hielten

Auch heute: Schreck bei jeder Sirene

AUS BERGAMO
ANDREA AFFATICATI

Bergamo. Vor drei Jahren schlug Corona auch in Österreich auf. In Norditalien schon die Tage zuvor. Die Symbolstadt der Pandemie heute – eine Reportage

Anfang März 2020. Der Friedhof der norditalienischen Stadt Bergamo. Davor eine Kolonne von Militär-Lkw, beladen mit den Särgen der Covid-19-Opfer. Ein Foto, das um die Welt ging – und das die Angst vor der Pandemie mitbegründet hat.

Seitdem sind drei Jahre verstrichen, aus der Pandemie ist eine Endemie geworden, und der Alltag ist zurück. Auch in Bergamo. In den Einkaufsstraßen herrscht reges Treiben, alles scheint beim Alten zu sein.

„Bergamo wurde bekannt, weil es die Stadt war, die am härtesten vom Covid-19 Virus getroffen wurde" sagt Bürgermeister Giorgio Gori dem KURIER. „Daraus haben wir versucht, Kraft zu schöpfen, um wieder auf die Beine zu kommen und in die Zukunft zu blicken." Geholfen habe die Ernennung von Bergamo und dem nahe gelegenen Brescia, das auch viele Covid-19 Opfer zu beklagen hatte, zu den italienischen Kulturstädten 2023. „Kultur steht für Freiheit und Emanzipierung" sagt Gori. „Kultur ist das beste Mittel gegen Angst." Und die beste Art, der Opfer zu gedenken.

Ein Rundgang durch die höher gelegene und mit einer Drahtseilbahn erreichbare Altstadt bestätigt seine Worte. Es sind regelrechte Massen, die sich durch die Gassen schieben, um die Lichtinstallationen zu bewundern. Maske trägt fast niemand mehr.

Vor einem Jahr, als der damalige Premier Mario Draghi zum zweiten Gedenktag nach Bergamo kam, war das noch ganz anders. Er trug auch bei der Einweihung des Bosco della Memoria, des Gedenkwaldes für die Covid-19-Opfer, Mundschutz.

Spuren bis heute

Der Wald befindet sich im Parco della Trucca, gleich gegenüber dem städtischen Spital Papa Giovanni XXIII. Im Moment sind die Bäume noch jung und klein. Umso mehr sticht die Skulptur des Künstlers Giuseppe Penone ins Auge. Ein weißer Marmorblock mit einem Geflecht von Adern und Wurzeln. Eine ältere Frau sitzt auf einer nahen Bank und genießt die Wintersonne. „Ja es war eine schwere Zeit, die in mir bis heute Spuren hinterlassen hat" sagt sie. „Zum Beispiel erschrecke ich noch immer, wenn ich die Sirene einer Ambulanz höre."

Don Matteo diente während der Pandemie als Priester in Nembro, einer Vorstadtgemeinde. Jetzt ist er in Bergamo. Damals wie heute beschäftigt er sich sehr mit Jugendlichen. „Es gibt zwei Gruppen. Die einen, die sich während der Pandemie engagiert haben, ob bei der Lebensmittelverteilung oder ob sie Wege für ältere Leute erledigten, die engagieren sich weiter" erzählt er. Die anderen, die sich damals aus Angst zurückgezogen hatten, würden sich weiter schwertun, aus ihrem Schneckenhaus zu kommen.

Und dann sind da noch die ganz Jungen. Manola Fenu ist Lehrerin in Nembro. Ihre Schüler sind zwischen 11 und 12 Jahre alt. „Wie sehr manche Kinder noch immer leiden, ist mir erst in diesem Jahr, wo es wieder normalen Unterricht gibt, so richtig bewusst geworden" erzählt sie dem KURIER. „Die zwei größten Probleme sind Beziehungsschwierigkeiten und Konzentration. Die Schüler sind aggressiver und können nicht mehr als fünf, maximal zehn Minuten bei einer Sache bleiben." Außerdem seien sie viel emotionaler. „Sie haben eine übertriebene Angst vor Schularbeiten, brechen oft in Tränen aus. Ich muss ich immer wieder in die Mama-Rolle schlüpfen, um sie zu beruhigen."

Im Spital Papa Giovanni XXIII. ist noch immer die Wandmalerei zu sehen, auf der eine Krankenschwester mit Mundschutz Italien in den Armen hält. Darüber die Schrift: „Euch allen ... Danke!" „Damals nannte man uns die Engel der Nation" sagt Doktor Stefano Fagiuolo. Er hatte die Koordinierung des Krisenstabs in diesen ersten dramatischen Wochen der Pandemie über. Eines der prägendsten Bilder, die er aus jener Zeit mit sich trägt, sind die anfangs im Krisensaal aufgestellten Tafeln. Darauf standen die mit Covid-19 Patienten belegten und noch freien Zimmer und Betten. „Am 22. Februar waren es 12 Zimmer und 24 Betten, alle in der Infektionsstation. Am 20. März waren es ganze 8 Stockwerke mit je 48 Betten und insgesamt 500 Patienten. Wir hörten einfach auf, die Tafeln aufzustellen."

Mittlerweile ist auch im Spital wieder Alltag wie vor der Pandemie. Im letzten Jahr sei kein einziger geimpfter Patient mehr wegen Covid-19 eingeliefert worden.

Covid in Bergamo

Erster Patient
Am 22. Februar 2020 wurde der erste Covid-19-Patient in das Spital Papa Giovanni XXVII in Bergamo eingeliefert

Billigarbeitskräfte
Das Virus, das zwei Monate davor auf einem Wildtiermarkt im chinesischen Wuhan ausgebrochen war, dürfte durch chinesische Billigarbeitskräfte in Norditalien „importiert" worden sein (die auch nach dem Ausbruch noch einige Zeit weiter einreisen konnten)

Bevölkerung
Bergamo und die gleichnamige norditalienische Provinz zählten zu diesem Zeitpunkt 1,099.621 Einwohner

6.091

Menschen
starben in Bergamo und umgebender Provinz allein im März 2022 an Covid. Die Bilder der Militärlastwagen, die die Särge lieferten, gingen um die Welt. Insgesamt starben 2020 in Stadt und Provinz 16.368 Menschen – in den vier Corona-freien Jahren davor waren es im Schnitt pro Jahr etwa 10.000

„Streitigkeiten konnten teilweise nicht beigelegt werden"

Laut Familiensoziologin Ulrike Zartler könnten Folgen und Aufarbeitung der Pandemie noch Jahre dauern

VON **ANITA KATTINGER**

Für die Studie „Corona und Familienleben" hat die Familiensoziologin Ulrike Zartler von der Universität Wien mit ihrem Team 98 Eltern mit 181 Kindern im Kindergarten- oder Schulalter befragt – ihre Erkenntnisse.

KURIER: Wie haben die Österreicher als Gesellschaft die Pandemie gemeistert?
Ulrike Zartler: Corona hat das Unsichtbare sichtbar gemacht, z. B. den Wert von unbezahlten Tätigkeiten wie die Betreuung von Kindern oder deren Bildung. Das ist ein enormer Beitrag, den Familien, vor allem Frauen, unbezahlt leisten. Wir erinnern uns an den Beginn der Pandemie, wo deutlich wurde, wie wichtig der Pflegebereich oder das Personal im Supermarkt ist – Bereiche, die üblicherweise wenig Wertschätzung bekommen. Hier haben wir vielleicht etwas aus der Pandemie gelernt, wobei ich nicht von einer nachhaltigen Veränderung sprechen würde.

Müssen wir jetzt ein Trauma aufarbeiten?
Ich bin vorsichtig mit der Verwendung des Begriffs Trauma. Es ist wichtig, die Zeit aufzuarbeiten. Und zwar auch, weil sich vieles in der Rückschau anders darstellt als zu jener Zeit, wo man etwas direkt erlebt. Manches wird einem erst bewusst, wenn man einen zeitlichen Abstand gewonnen hat. Umso wichtiger ist es, zu reflektieren: Was hat diese Pandemie mit uns als Gesellschaft gemacht?

Im Frühjahr 2020 wussten wir wenig über das Coronavirus. Neigen wir dazu, die Vergangenheit mit heutigem Wissen zu betrachten?
Ja. Unsere Befragung von Eltern zeigt auch eine Verklärung der ersten Pandemie-Phasen: Zwei Jahre nach Beginn der Pandemie, im Frühling 2022, meinten viele Befragte, dass im ersten Lockdown alles so ruhig gewesen sei und man so viel Zeit miteinander gehabt hätte – eigentlich eine schöne Zeit. In unseren wöchentlichen Interviews im ersten Lockdown artikulierten sie zu Beginn der Pandemie eher Angst und Unsicherheit: Man wusste wenig über Krankheitsverlauf, Ansteckung und Behandlungsmöglichkeiten. Es gab zudem nicht die Möglichkeit, sich testen zu lassen. Die Situation damals ist nicht vergleichbar mit der Situation, die wir jetzt haben – das sollten wir nicht vergessen.

Welche Gefühle traten im Zeitverlauf Ihrer Studie auf?
Am Anfang Angst und Unsicherheit. Mit dem Wissen, dass die Pandemie schon relativ lange dauert und auch nicht sehr schnell vorbei sein wird, hat sich Erschöpfung eingestellt. In der ersten Pandemie-Phase haben viele einfach funktioniert und getan, was zu tun war. Aber bereits im Frühling 2020 haben etliche Befragte gemeint, dass sie noch einen Lockdown als Familie nicht aushalten würden. Dann machte sich eine gewisse Lethargie oder sogar Resignation breit. Diese ist einer Frustrierung und Verzweiflung gewichen. Diese Gefühle haben zu einer gesellschaftlichen Erschöpfung beigetragen: Familien haben in einem permanenten Provisorium gelebt, sie mussten sich an ständig geänderte Rahmenbedingungen anpassen. Die Familien haben Großes geleistet, aber das hatte seinen Preis, wie wir anhand der psychischen Probleme sehen. Positiv ist festzuhalten, dass es vielen Familien gut gelungen ist, die Pandemie in ihr Leben zu integrieren. Aber es gibt wichtige Unterschiede: Für Alleinerzieherinnen oder Familien mit geringem Einkommen war es ungleich schwieriger.

FWF LUIZA PUIU

Soziologin Ulrike Zartler über Resultate ihrer Langzeitstudie

Wie kann man eine erschöpfte Gesellschaft wiederbeleben?
Wir dürfen keine raschen Veränderungen erwarten: Wir haben uns drei Jahre lang mit der Pandemie beschäftigt und wir werden uns wahrscheinlich wesentlich länger mit den Folgen der Pandemie beschäftigen. Langfristige Auswirkungen, z. B. auf Kinder und Jugendliche, sehen wir erst jetzt. Um die Folgen abfedern zu können, brauchen wir psychosoziale Unterstützungsmöglichkeiten.

Wie gehen wir mit der Eigenverantwortung um?
Es ist normaler geworden, eine Maske zu tragen. In der Zeit vor der Pandemie hätte eine Maske bei einem Kindergeburtstag oder im Büro zu sehr verwunderten Kommentaren geführt. Jetzt würde man wohl nach dem Grund fragen. In der Studie haben wir gesehen, dass das Thema Impfen zu Konflikten innerhalb von Familien und auch in größeren sozialen Netzwerken wie Freundeskreisen geführt hat. Diese Streitigkeiten konnten teilweise bis jetzt nicht beigelegt werden.

Langfassung: kurier.at/wissen

„ZUM ABBAU DER BÜROKRATIE FEHLEN UNS LEIDER DIE NÖTIGEN BEAMTEN."

JTI

Entbürokratisierung und Modernisierung der Verwaltung*

Gold-Plating reduzieren: Nationale Verschärfungen über EU-Vorgaben, die keine sachliche Rechtfertigung haben, gilt es zu vermeiden bzw. zu reduzieren.*

* aus dem Regierungsprogramm 2020–2024

Wird bei der Implementierung von EU-Richtlinien in nationales Recht weit über deren Vorgaben hinausgegangen, so spricht man von „Gold-Plating". Österreich ist in dieser Hinsicht ein wahres Musterbeispiel und bekannt für seine besonders strengen Auslegungen von Richtlinien. Für Wirtschaftsunternehmen bedeutet dies oft eine weitere Verschärfung der Rahmenbedingungen, welche sich aufgrund aktueller äußerer Umstände ohnehin mehr als herausfordernd darstellen.

Wo bleibt die im Regierungsprogramm verankerte Entbürokratisierung und Modernisierung der Verwaltung?

Eine Reduktion von Gold-Plating ist in Österreich aktuell noch nicht erkennbar, im Gegenteil. Doch was folgt als nächstes – „Diamant-Plating"?